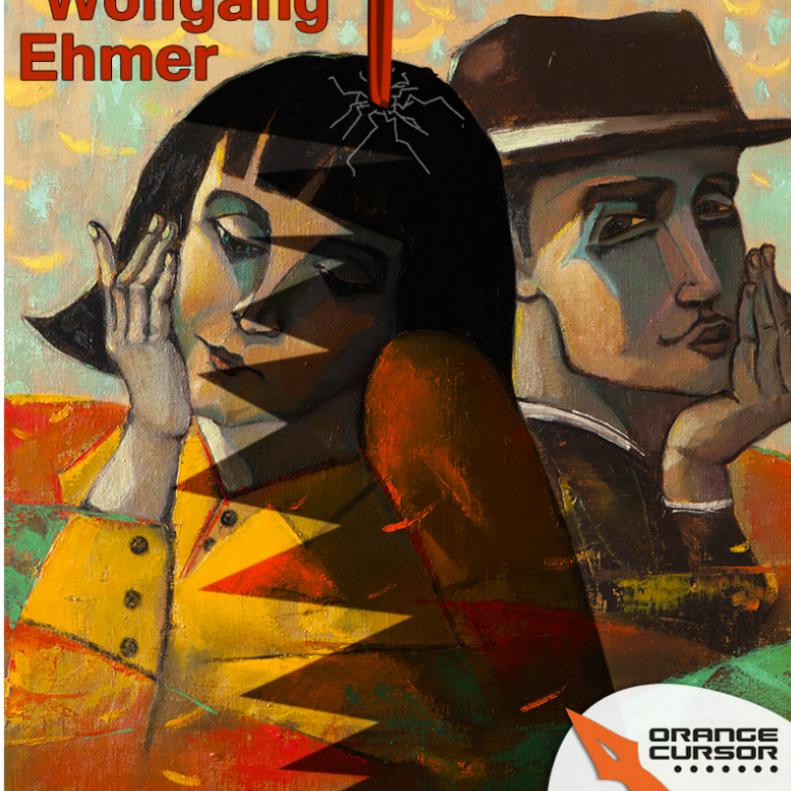


Roman

Guerilla und Kopf

Wolfgang
Ehmer



ORANGE
CURSOR
.....

Guerilla im Kopf

Roman

von

Wolfgang Ehmer

L e s e p r o b e

Orange Cursor Verlag

Erste Auflage im April 2016
als Orange Cursor-Taschenbuch
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2016
by Orange Cursor
A-9020 Klagenfurt
Schlossweg 6
www.orangecursor.com

978-3-902963-31-4

Für Lore und Gerda

Für das Vorab-Lesen und die nützlichen Hinweise
danke ich Doris Maile. Meiner Frau, Annette Ahaus,
bin ich dankbar für die kritische Begleitung meiner
schriftstellerischen Arbeit, ihre Geduld und ihren
Glauben an mich.

Wolfgang Ehmer

Kapitel 1

1997

Eine neue, eine alte. Wieder wanderten Toris Augen von einer Frauenstatuette zur anderen. Sie strich mit den Fingern über die Oberflächen, über die glatte der neuen Produktion, glasiert und kühl, über die unebene, graue, aschefarbene Struktur des älteren Modells. Sie spürte Schründe, Reliefs, Falten, Haare, Brüste, Bauch, Schenkel mit der Fingerkuppe nach. Bei der alten war alles dran, nichts angedeutet oder interpretiert, Detail für Detail nachgearbeitet, naturgetreu übertragen. Die neue schien ihr besser zu gefallen. Wieder und wieder tastete sie den kleinen Körper ab, die Schwünge der Linien waren kühner, entschlossener. Die Form schien für sich zu wirken und das Weggelassene hinan in die eigene Imagination zu zwingen. Alexander, der zufällig auf dem Weg vom Schuppen durch das kleine Fenster gespäht hatte, war schon eine ganze Zeit stehen geblieben und beobachtete seine Frau, die ihn nicht zu bemerken schien. Im Halbprofil, die Haare zu einem lockeren Knoten gebunden, mit einem Bleistift fixiert, manchmal war es auch ein Essstäbchen, saß Tori über die Werkbank gebeugt, in höchster Konzentration, die Zunge in ständiger Bewegung die Mundwinkel befeuchtend. Er wusste es, obwohl er das Gesicht wegen einiger Haarsträhnen, die der Knoten nicht erfasst hatte, nur unvollständig sah, so vertraut war sie ihm, wenn sie arbeitete. Sie hielt inne, schien über etwas nachzudenken. Sie starrte auf ihre Hände, so als ob sie etwas in ihnen sah, vielleicht eine neue, noch radikalere Richtung, die ihr einzuschlagen nur gelänge, wenn sie sich auf die Arbeit ihrer Hände verließe, sich ihnen ergäbe, sich ihnen hingäbe. Dieser Gedanke gefiel Alexander, seine hingebungsvolle Frau im kreativen Schöpfungsprozess, alles um sich herum vergessend.

Er hatte sie nach dem letzten Besuch in Foix gebeten, die alten Figuren noch einmal zu formen, da sie sich gut verkauften. Jetzt

sah er sie die graue Skulptur in ihre Hände nehmen, sie gleichsam wiegend prüfen. Die Nachdenklichkeit, die sich auf ihrem Gesicht auszubreiten schien, nahm er als kontemplatives Innehalten.

Sie begann die Tonmischung anzurühren. Spachtel und Messer, die Wasserschüssel, Schmirgelpapier und die wichtigen Modellierhölzer ordnete sie auf der Arbeitsfläche. Das kleine Feilenbesteck. Er sah sie mit halb ausgestreckter Hand zögern, dann entnahm sie dem Etui eine winzige Rundfeile, drehte sie spielerisch hin und her, prüfte die Reibfläche, schob sie zurück unter das Gummiband. Sie griff zur grauen Figur und stellte sie vor sich auf die Werkbank. Betrachtete sie lange von allen Seiten. Dann nickte sie und legte das Feilenetui zu den anderen Werkzeugen. Sie entschied sich für das Modellierholz.

Konzentriert arbeitete sie. Fasziniert konnte er sich nicht sattsehen an ihren routinierten Bewegungen. Bei einer Frauenskulptur wie der grauen, alten, die auf einem quadratischen Block saß, das wusste er, wurden die Bohrungen der Löcher, durch die die beim Brennprozess sich ausdehnende Luft entwich und somit ein Zerbersten des Tons verhinderte, erleichtert, waren weniger kompliziert, als wenn Tori durch die Füße oder andere, nicht sichtbare Teile einer Figur bohren musste. Die einzelnen Arbeitsschritte schien sie ohne lange Überlegungen durchzuführen, eine automatisierte Prozessabfolge aus Macht der Gewohnheit. Sie rührte den Ton an, fügte einen Schamottanteil von fünfundzwanzig Prozent hinzu, knetete ihn solange, bis er eine geschmeidige, nicht allzu poröse Konsistenz erreichte und begann den Körper zu formen. Sie kam gut voran und schon bald zeichnete sich die Grundform in ihren richtigen Proportionen ab. Die bis dahin neutrale Figur saß, leicht nach hinten gebeugt, sehr aufrecht auf dem Quader; ob es ein Stein oder ein Sitzmöbel werden sollte, würde Tori später entscheiden. Die Figur stützte sich mit den Handballen ab, leicht hinter dem Körper platziert. Sie wartete, bis sich die Tonlederhaut im Härtingsprozess gebildet hatte, um mit den Feinarbeiten zu beginnen.

Alexander konnte sich nicht rühren. Es war schon ein bisschen voyeuristisch, ihm kam die Idee einer Peepshow, das gleiche Gefühl des Verbotenen, Unerlaubten, fast wider seinen Willen anziehend, ansaugend. Eine stille Teilhabe, deren Obszönität ihm nicht verborgen blieb. Denn er wusste, dass Tori es auf den Tode nicht ausstehen konnte, wenn er sie bei der Arbeit beobachtete, und er hatte den vollständigen Prozess bisher nur stückhaft, eher en passant, mitbekommen. Als sie ihren Kopf drehte, duckte er sich weg.

Sie zog die Oberfläche glatt, setzte Spachtel und Modellierholz ein, arbeitete winzige Kügelchen heraus, aus denen sie Ohren und Nase und, ein bisschen größer, Brüste bildete. Nahm mit dem Messer Überflüssiges weg, modellierte Arme, Hüften und Beine, glättete wieder, deutete Haare, Finger und Füße an, schmirgelte, polierte – und schuf eine kleine, in ihrer Reduktion auf das Wesentliche, nämlich auf die ausgewogene Proportion, schon fast abstrakte Frauenfigur. Sie war überaus stimmig, aber eben nicht konkret, sie war wie ein Urbild, wie die Idee einer Frau.

Alexander, gleichsam gefangen auf seinem voyeuristischen Posten vor dem Haus, war irritiert, hatte er doch erwartet, dass Tori die Graue nachbauen würde. Aber diese Frauenfigur, die jetzt auf der Hobelbank saß, war so perfekt und ästhetisch in ihrer Schlichtheit und Andeutung, dass er nicht umhin konnte, sie und mit ihr Tori zu bewundern.

Aber als Tori sich die graue Figur griff und sie neben die neue stellte, erkannte er ihre Absicht. Er sah förmlich, wie sie den Schaffensprozess noch einmal rekapitulierte. Wie sie die Frau, die so ganz anders aussah als die glatte, aus dem Tonhaufen entstehen hatte lassen. Alle diese Körper- und Gesichtsfalten und die muskulären Reliefe unter der Haut. Selbst die Brustwarzen mit dem sich leicht erhobenen Hof. Die Haare.

Sie verharrte still. Ihr Blick wanderte zum Werkzeug. Nahm nacheinander die Feile und das Messer in die Hand, schüttelte den Kopf. Dann griff sie das kleine, federgleiche Modellierholz mit der scharfen Schneide. Natürlich. Den Borstenpinsel legte

sie weit zu Seite. Der hatte jetzt noch keine Aufgabe zu erfüllen, der war für die Glasur. Noch einmal wog sie die Graue in den Händen, schien sie nachzuspüren, ihrer gewahr zu werden, vertraute sie ihren Händen an, vertraute ihren Fingern. Sie hielt die Augen geschlossen, witterte, als ob sie den Händen die Erinnerung überlassen hätte. Streichelte, tastete ab, zeichnete Konturen mit der Fingerkuppe nach, schien den kleinen Körper ins eigene Herz zu übertragen. Und sagte etwas, wie *So, los jetzt*.

Sie entschied sich letztendlich für die kleine Rundfeile und begann mit der Struktur der Beinmuskulatur. Behutsam rieb sie zur Hervorhebung des Schenkelmuskels ein wenig Ton weg, schmirgelte einen weichen Übergang – und hatte, anstelle einer sanften Wölbung, eine Rille, wie gemeißelt, in das Bein gefräst. Es war misslungen. Offensichtlich das falsche Werkzeug. Alexander hatte gerade in ihrer Anfangszeit, als sie mit den Tonarbeiten begonnen hatte, anerkennen müssen, wie schwierig es war, eine Idee umzusetzen, und es waren oft unzählige Versuche nötig, um ein akzeptables Ergebnis zu erzielen. Tori rollte eine winzige Tonwurst und füllte mit ihr die Rille, glättete sie. Die Feile sortierte sie wieder ins Etui ein und nahm stattdessen das Modellierholz. Sie schien besser damit zurechtzukommen. Es lag vertrauter in der Hand und es war ihr bevorzugtes Arbeitsgerät, wie sie ihm einmal erklärt hatte.

Jetzt widmete sie sich den Haaren. Ein Blick zu der Grauen. Haarsträhnen, die in Wellen bis auf die Schulter reichten. In der Mitte gescheitelt.

Sie trug Tonmasse auf und gab ihr eine Wellenstruktur. Den Scheitel zog sie mit dem Messer. Den kleinen Kopf umwölbte danach ein helmartiges, gewelltes Gebilde, in der Mitte grotesk gespalten, wie nach einem Axthieb. Mit dem Modellierholz versuchte sie in die Wellen Strähnen zu ritzen, aber was dabei herauskam, hatte keinerlei Ähnlichkeit mit weich fallendem Haar, eher mit der parallelen Kerbung einer steinernen Sturmhaube. Voller Bewunderung ermaß Alexander in diesem Augenblick, wie mühsam und Geduld fordernd diese Arbeit war und was es

bedeutete, solche, jeder Kritik standhaltenden, wunderschönen Körper zum Leben zu erwecken.

Sie nahm das Modellierholz und führte es an die Haare der Grauen, zeichnete die Wellen nach, die Strähnen. Dann zerknetschte sie die Sturmhaube, formte Wellen mit den Fingern und mit einem Nagel begann sie die Ritzungen. Schon besser. Dennoch keine Strähnen, keine Haare.

Sie ließ sie so wie sie waren und wandte sich den Brüsten zu. Ob sie sie wieder so schwer und reif werden ließ, mit festen Nippeln und leicht hängend, wie an der grauen Figur, dachte Alexander und natürlich dachte er auch an Toris Brüste. Es wurden miniaturisierte Säcke, und dort, wo sie auf den Rippen aufliegen sollten, schnitt sie tiefe Kerben in den Brustkasten. Und sie waren viel zu groß, zu unförmig, angeklebte Beutel. Die gesamte Figur war ein Hohn, eine tönerner Beleidigung, eine Demütigung und ein Spiegel ihres Versagens, das konnte Alexander von seinem Fensterplatz erkennen, in nichts zu vergleichen mit der Perfektion ihrer sonstigen Produkte.

Alles Weitere ging so schnell, dass Alexander hinterher sich schwere Vorwürfe machte, nicht schneller reagiert zu haben.

Eine ohnmächtige Wut schien über Tori hinweg zu rollen und sie begann mit der Faust auf die Figur einzuhämmern, zerbröselte sie förmlich. Sie schrie auf, jetzt außer sich, griff sich das Messer und stach auf den Tonhaufen ein, immer wieder, rammte das Messer ins Holz der Werkbank und, wie aus einer radikalen Selbstentlarvung heraus, stach sie es sich in den linken Handballen, riss es wieder heraus und warf es von sich. Sie starrte auf das hervorschießende Blut, presste die Hand gegen ihren Bauch, und mit dem rechten Arm fegte sie die Figuren und das Werkzeug vom Tisch, riss die Tür auf, stieß gurgelnd aus nie vermochter Tiefe ihren Zorn heraus und fand sich einen Augenblick später in Alexanders Armen wieder, der sie fest umklammert hielt und auf sie einredete, nachdem er, aufgeschreckt durch ihr Toben, zur Eingangstür gerannt, durch den Wohnraum geflogen war und ihm im Hineinstürzen sein schrecklicher Irrtum bewusst wurde.

Kapitel 2

1986

»Wie die Deutsche Presseagentur meldet, ist es in der Sowjetunion im Kernkraftwerk Tschernobyl zu einer Reaktorkatastrophe gekommen.«

Tori ließ das Buch sinken und starrte auf den kleinen Radioapparat im Regal hinter dem Kassentisch. Scherno ... Terschno ... was? Nie gehört, dachte sie.

Sie war gerade mit dem Auspacken der Bücherpakete und dem Vergleichen der gelieferten Ware mit der Bestellliste beschäftigt, als die Meldung im Radio sie aus ihrer Routine riss. Stanislaw Lems »Die Geschichte von den drei geschichtenerzählenden Maschinen des Königs Genius« sank zurück in den Karton. Reaktorkatastrophe? Kernkraftwerk? Kernkraft? Was reden die denn da? So ein Quatsch! Es gibt keine Kernkraftkatastrophe! Es heißt Atom, Atomkatastrophe! Und jetzt erst löste sich ihre Schockstarre, und sich zur Tür drehend, rief sie in den Laden:

»Habt ihr gehört«, sie räusperte sich, setzte neu an: »Habt ihr gehört, ein Atomunfall in Tschernobel oder so ähnlich! Weiß jemand, wo das liegt?«

Mona, die im hinteren Teil Bücher in die Regale sortierte, kam nach vorn. Sie liebte diese kleinen Unterbrechungen und Zwischendurch-Plaudereien. Sie plauderte überhaupt gerne. Und viel. Und manchmal nervte sie mit ihrem nie versiegenden Redestrom.

»Atomunfall?«, fragte sie. »Wo denn? Wann denn?«

Tori zuckte mit der Schulter und Mona suchte einen neuen Sender. Sie hörten gerade noch »Kiew« und »Tote und Verletzte«, bevor die Meldung von der nächsten Nachricht abgelöst wurde.

Inzwischen hatten sich auch die anderen Mitarbeiterinnen des Buchladens Emma Goldmann um die Kasse versammelt. Sie wirkten alle ratlos, konnten das Gehörte noch nicht einordnen.

Mona sagte: »Kiew, das liegt in Russland, das ist doch gar nicht so weit weg.«

»In der Ukraine, um genauer zu sein«, sagte Marianne, die Chefin des Ladens. Sie hatte ursprünglich Lehramt studiert, war aber für ihre Mitgliedschaft in der DKP mit dem Berufsverbot bestraft worden. Eigentlich fühlte sie sich gar nicht so sehr bestraft, eher geadelt. Das sagte sie natürlich nicht laut. Denn für sie und viele ihrer Mitgenossen war das Berufsverbot eine überspannte und hysterische Reaktion des kapitalistischen Staates auf ihre Verankerung in den Massen. Klassenkampf von oben eben. Sie waren auf der richtigen Seite. Historisch gesehen jedenfalls.

Der Bücherladen lief gut, ernährte sie und ihre zwei Angestellten Tori und Mona und die Praktikantin Lisa, genannt Lischen. Sie waren ein rein weibliches Kollektiv, weil Marianne ursprünglich einen Frauenbuchladen gegründet hatte. Als aber die großen Schlachten der Frauenbewegung der Siebzigerjahre geschlagen waren, war die rein feministisch orientierte Klientel ausgeblieben. Inzwischen war Emma Goldmann ein ganz normaler Buchladen im Kölner Stadtteil Nippes mit einem gemischten Sortiment und speziellen Ecken mit Literatur für die verschiedenen sozialen und politischen Bewegungen.

Im Radio wurden die Meldungen wiederholt. Die vier Frauen standen eng beisammen und krochen förmlich in den Radioapparat. Eine Katastrophe unbekanntes Ausmaßes mit Toten und Verletzten. Die Nachrichten flossen spärlich. Nach und nach wurde eine Explosion als Ursache für den Unfall bekannt gegeben.

»Da ist bestimmt Radioaktivität frei geworden«, sagte die Praktikantin Lischen mit einer tiefen Falte zwischen ihren Augenbrauen, die so gar nicht zu ihrem Alter passte. Damit sprach sie aus, was für die drei Frauen das Selbstverständlichste der Welt war. Sie schauten sich an und dann Lischen. In ihren Gesichtern war zu lesen, dass *natürlich* Radioaktivität jetzt die Luft schwängerte. Sie waren gestandene Atomkraftgegnerinnen. In Toris Gehirn liefen sofort die gespeicherten Bilder und das angesammelte Wissen über die Beinah-Katastrophen wie Three Mile Is-

land in den USA oder Sellafield in Großbritannien wie ein Horrorfilm ab, und sie strich sich über den Unterarm, immer wieder und wieder. Auch Monas aufgerissene Augen verrieten ihre Anspannung. Nur Marianne machte ihr überlegendes Gesicht, das jetzt doch starr wie eine Maske wirkte.

»Natürlich gibt es jetzt eine radioaktive Wolke«, sagte Tori. »Das muss ganz furchtbar für die Menschen sein. Hoffentlich haben die Behörden Jodtabletten ausgegeben. Ich mag mir gar nicht ausmalen, wie das für die Bewohner dort ist. Die können ja nicht weg. Eine Horrorvorstellung.«

Sie kannten sich aus. Sie redeten über Tschernobyl, wie man redet, wenn man etwas über weit entfernte Katastrophen hört, die einem aber irgendwie vertraut waren, jedenfalls nicht wunderten. Ja, sie wussten, wovon sie sprachen!

»Brokdorf, Wackersdorf, Kalkar, Gorleben. Und was hat das genützt, das ganze Kämpfen und Zäune niedertrampeln? Weißt du noch, Marianne?« Tori nickte ihr zu und sie spürte Verbitterung aufsteigen, die wie Galle schmeckte. »Die Ärsche haben wir uns bei den Sitzungen plattgegessen. Und wofür? Hier wie dort, überall der gleiche Dreck mit der Atomlobby. Immer behaupten sie, die Atomkraft sei sicher«, antwortete Marianne.

»Von wegen sicher. Jetzt können es die armen Menschen dort ausbaden, dieses ganze Gelüge«, fügte Mona hinzu. Natürlich fühlten sie ihre Ohnmacht, fühlten mit und ihr Mitleid mit den Opfern war echt.

Lieschen nahm sofort die Rolle an, die ihr die drei zuwiesen: »Und glaubt ihr, dass das bei uns auch möglich ist, ich meine hier? Die sagen doch immer, unsere Kernkraft ... äh, ich meine Atomkraftwerke«, sie verbesserte sich schnell, als sie Mariannes Blick sah, »sind sicher.«

»Ich glaube, in der DDR und Frankreich haben sie die gleichen Atomkraftwerke wie in Russland. Die sind wohl viel gefährlicher,« sagte Mona.

»Meinst du, die machen an den Grenzen halt? Ist doch völlig wurscht, ob hier oder drüben«, sagte Marianne. »Wenn's knallt, ist es eh egal, wo's hochgeht. Dann sind wir alle dran.«

Aber die Vorstellungen blieben unvollständig. Ein bisschen Hiroshima, ein bisschen Atomwaffenversuche in den Fünfzigerjahren in den USA und auf dem Bikiniatoll, weil sie keine vergleichbaren Bilder hatten.

Drei Tage später an einem sonnigen, frühlingshaften Nachmittag saßen Tori und Alexander im Goldmund in Ehrenfeld, einer Szenekneipe, die ausgestattet war wie ein Buchladen. Alle Regale an den Wänden, die Fensterbänke, jede nur erdenkliche Ablage waren mit Büchern und Zeitschriften vollgestopft. Dass sie nicht nur Dekorationszwecken dienten, darauf verwies ein Schild, das zum Buchtausch aufforderte.

Alexander war in ein zerlesenes Exemplar vertieft, so hatte Tori die Gelegenheit, ihn wieder einmal genau zu betrachten. Wie lange hatte sie das nicht mehr getan? Und dabei hatte sie, obwohl sie schon zwei Jahre zusammen waren, es immer genossen, ihn anzuschauen und zu mustern. Sie konnte sich nicht an ihm sattsehen. Schmächtig, schmales Gesicht, helle, struppige Locken, er wirkte jünger, als er mit seinen sechsunddreißig Jahren war. Da half auch der dünne Schnurrbart nicht, den er gegenüber Tori behaupten musste.

»Nimm das Fusselbärtchen ab.« Sie musste lächeln, als sie sich erinnerte, wie sie ihn schon so oft dazu bewegen wollte. Und »Das macht dich auch nicht älter und du hättest dann einen wunderschönen Mick-Jagger-Mund.«

Doch seine stereotype Antwort war jedes Mal nur gewesen »Ja, Lippen wie Stoßstangen. Kommt gar nicht infrage!«. Einmal hatte er ihr gestanden, dass sein Kinn mit dem Grübchen, das Entschlossenheit und Willenskraft hätte ausdrücken können, durch seinen weichen Mund mit den vollen Lippen relativiert wurde.

Und dass die hervorspringende, adlergebogene Nase, die das Gesicht kantig machte, nicht so dominant war, wie er sie sich gewünscht hätte. »So einen richtigen Kolben im Gesicht wie bei meinem französischen Lieblingsschauspieler Daniel Auteuil finde ich männlich«, hatte er ihr mal in einer intimen Stunde anvertraut, »aber dazu ist meine Nase leider zu schmal«, erinnerte sich Tori, als sie ihn jetzt so betrachtete. Aber diese gegensätzlichen Partien schienen sich gegeneinander aufzuheben und das Gesicht wirkte harmonischer als seine einzelnen Teile.

Bei einer anderen Gelegenheit hatte Tori, die fand, dass Alexanders Körper etwas Geschmeidiges hatte, gesagt: »Du hättest Tänzer werden können.« – »Eher Spargeltarzan«, hatte Alexander geantwortet und Tori musste schmunzeln bei dem Gedanken, dass auch mitunter Männer mit ihrem Äußeren nicht zufrieden sein konnten.

Alexander hatte das Buch beiseitegelegt, in dem er geblättert hatte. Tschernobyl war in den Medien angekommen und beherrschte die öffentliche Diskussion und die privaten Gespräche.

»Na, behauptest du immer noch, das sei alles antikommunistische Propaganda?«, fragte sie ihn, ein wenig zu spitz, wie er fand. Sie war heute so ernst und schien beunruhigt. Die Augen wie Schlitze, die Brauen zusammengezogen, saß sie zusammengekauert am Tisch und spielte nervös mit dem Kaffeelöffel. Aber es stimmte schon, am ersten Tag der Katastrophe hatte er seinen Kollegen und Tori gegenüber herablassend und arrogant reagiert.

Wäre doch klar, dass der Westen sich auf so etwas stürzte, wäre doch ein gefundenes Fressen, hatte er behauptet und dafür nur ein »Blödmann« oder »Hast du Kinder?« geerntet.

Kleinlaut musste er jetzt zugeben: »War dumm von mir. Aber das hätte doch sein können, das läuft doch eigentlich immer so.«

Tori schüttelte den Kopf. »Das hat mit dem Kalten Krieg nichts zu tun. Erinnere dich an Sallafeld. Die Atomlobby schafft es doch, überall alles totzuschweigen. Sie verharmlosten oder gaben nur zu, was eh nicht zu leugnen war. Du kennst doch die ganzen Desinformationskampagnen.«

Alexander nickte zustimmend und wollte gerade ansetzen, seine neuesten Informationen loszuwerden, als Tori zur Zeitung griff, die vor ihr auf dem Tisch lag und sagte: »Ich lese dir mal aus einem Kommentar vor: »Die Wolke. Mäandernd über halb Europa. Radioaktiver Niederschlag. Obst und Gemüse kontaminiert, Böden verstrahlt. Auf Jahre. Heimatliche Scholle, Ödnis jetzt. Ungünstige Winde und wechselnde Luftströmungen, radioaktiver Fallout zunächst über Skandinavien, dann über Polen, der Tschechoslowakei, Österreich, Süddeutschland und Norditalien. Eine dritte Wolke über dem Balkan, Griechenland und der Türkei ...«. Wie lange dauert es, bis ganz Deutschland verstrahlt ist? Und was macht die Regierung? Woher kommt die von den Politikern gebetsmühlenartig vorgetragene Behauptung, unsere Kernkraftwerke seien sicher?« Das macht mir Angst.«

Alexander griff ihre Hand, wodurch der Löffel zum Stillstand kam. Er war sich nicht sicher, ob der Löffel ihn nervös gemacht hatte oder ob er Tori beruhigen wollte.

Er sagte: »Ich habe Bilder gesehen, wie Männer Sand schaufeln, um die Radioaktivität zu stoppen. Ohne Schutzanzüge, mittendrin oder besser mittendrauf auf den Trümmern. Unglaublich. Und es sollen Hunderttausende Menschen evakuiert worden sein und kilometerweise verseuchtes Land. Und all die Strahlentoten!«

»Und das Schlimmste ist, der Reaktorkern ist durchgeschmolzen und es gibt nichts, was die Strahlung aufhalten könnte«, fügte Tori hinzu.

»Weißt du, was passiert, wenn auch hier alles verseucht ist?« Sie sah Alexander herausfordernd an. »Kannst du dir das vorstellen?«

Aber sie wartete seine Antwort erst gar nicht ab und fuhr einfach fort: »Wenn es regnet und der radioaktive Fallout alles bedeckt, werden das Obst und Gemüse, die Milch verseucht. Schwimmbäder müssen geschlossen werden, die Menschen müssen Schutz unter Brücken oder in der U-Bahn suchen. Du kannst nichts mehr draußen stehen lassen, keine Fahrräder, keine Bobcars. Du läufst nur noch in Gummistiefeln herum, die du leicht abwaschen kannst. Und erinnere dich an Hiroshima. Da werden heute noch missgestaltete Kinder geboren und die Krebsrate ist extrem hoch.«

Alexander sah, wie sehr sie diese Szenarien selbst erschreckten und er nahm ihre Hände in seine und drückte sie lange. Hinzuzufügen hatte er dem nichts mehr.

Alles, was sie an diesem Nachmittag besprochen hatten und was Tori vorausgesehen hatte, traf ein, und in den nächsten Wochen, in denen die Politiker beschönigten, was nicht zu beschönigen war, verschwand das regionale Gemüse und Obst aus den Regalen und die Angst vor Kontamination nahm sprunghaft zu.

Seine Kolleginnen und Kollegen vom Berufsbildungswerk, an dem Alexander seit einigen Jahren als Deutschlehrer tätig war, sagten spöttelnd »Vom Saulus zum Paulus«, weil er sich jetzt mit Vehemenz der Aufklärung und der Auslotung aller Gefahrenherde aus der Katastrophe verschrieben hatte. Ihn focht das nicht an, denn war er von einer Sache überzeugt, so vertrat er sie kompromisslos, wie er fand. Manchmal ein bisschen zu fanatisch, hatten die anderen ihm zu spüren gegeben. Er machte sich damit nicht immer beliebt.

Als er die Klasse betrat, lümmelten seine Schülerinnen und Schüler auf ihren Sitzen herum, nahmen kaum von ihm Notiz, unterhielten sich weiter oder hatten Kopfhörer auf den Ohren. Er musste sie zwei-, dreimal auffordern, sich ihm zuzuwenden, und bekämpfte den Anflug von Unlust, die in ihm aufstieg.

Sonst würde eine Frust-Spirale sich bei allen Beteiligten immer schneller nach oben schrauben, das wusste er. Der öde Klassenraum mit den kaputten Jalousien und dem heruntergewirtschafteten und vollgeschmierten Mobiliar, die mit obzönen Zeichnungen bedeckte Tafel, der fehlende Schwamm, diese ganze Atmosphäre von Vernachlässigung und Niedergang trug das Ihrige dazu bei.

Er versuchte die jungen Migrantinnen und Migranten, die er in Deutsch unterrichtete, mit dem Thema Tschernobyl zu überraschen und geriet sofort in heftigen Streit mit einem jungen Russen, ohne dass er überhaupt über den ersten Satz »Wissen Sie, dass es in Russland einen Unfall in einem Atomkraftwerk gegeben hat?« hinweg kam. Der junge Mann, muckibudengestählt, eiweiß- und kohlehydratgepolstert und grundaggressiv, sah seine Heimat verunglimpft, obwohl er der gleiche war, der bei jeder unpassenden Gelegenheit seine deutschen Wurzeln durch Bekenntnisse zur Zucht- und Ordnungswelt des dritten Reiches beschwor.

»Ist Ukraine«, sagte Boris. »Ist Unterschied. Nix Russland.«

»Ist das keine Sowjetrepublik?«, fragte Alexander zurück.

»Ukraine! Nix Russland! Njet!«, beharrte Boris, eine Spur lauter. Das Njet hallte nach wie ein Ausrufezeichen.

»Na, dann erklären Sie mal der Klasse den Unterschied zwischen Sowjetunion, oder genauer: Un-ion der Sow-jet-re-pu-bliken – zu der die Ukraine ja zweifelsfrei gehört – und Russland.«

Boris schwieg und sein Kiefer mahlte.

Alexander wollte Boris gar nicht auflaufen lassen, das war nicht seine Art und er nahm sich diese Schwäche übel. Und so überheblich daherreden wollte er schon gar nicht. Er spürte körperlich die Ablehnung der Klasse, was ihm äußerst selten passierte. Aber irgendetwas reizte ihn. Vielleicht, weil ihm die russischen Aussiedlerkinder mit ihrer kruden Mischung aus Deutschtümelei und aggressiver Besserwisseri zusetzten.

»Kann jemand anderes den Unterschied erklären?«, fragte Alexander, von Boris ablassend, und sah in die Klasse. Niemand meldete sich. Boris grinste böse.

»Gut, wir sprechen später über den Reaktorunfall. Informieren Sie sich bitte bis morgen.«

Er wusste, dass das ein schwacher Abgang war; eine Niederlage, musste er sich eingestehen, und er ärgerte sich über sein dilettantisches Vorgehen.

Ein paar Minuten später war die Klasse dort angekommen, wo sie einigermaßen emotionslos ihre Rollen als Lehrer und Schüler durchexerzieren konnten: bei Subjekt, Prädikat und Objekt.

Mit seinen Schülern kam er meistens gut aus. Er wurde selten laut, griff auf keine herabwürdigenden Bemerkungen zurück, selbst, wenn er sich hilflos fühlte oder angegriffen wurde. Dann versuchte er es mit ironischer Distanz und manchmal wurde ihm eine zynische Haltung vorgeworfen. Er hielt Abstand, machte sich nicht anheischig. So verliefen seine Stunden überwiegend, bis auf wenige Zusammenstöße, sachlich und unaufgereggt. Im Großen und Ganzen mochte er seine Schüler und sie ihn.

Es war vor zwei Jahren, als Alexander und Tori noch nichts voneinander wussten. Ganz unpräventiös und prosaisch saßen sie zufällig bei einer Lesung in einer Buchhandlung nebeneinander und waren ins Gespräch gekommen. Nun, so ganz unpräventiös war es nicht, nicht für Alexander, der seine Jacke und Umhängetasche auf seinem Nachbarstuhl platziert und in einem Lidl-Prospekt geblättert hatte, zufällig dort neben einem verwaisten Kölner Express abgelegt. Er blickte hoch und musste erst einmal schlucken, als ihn die junge Frau ansprach, die wie aus dem Nichts vor ihm aufgetaucht war.

»Ist der noch frei?«, fragte sie. »Ich mag nicht in der ersten Reihe sitzen.« Obwohl es noch einige freie Plätze in der ersten

Reihe gegeben hatte, war Tori genau auf diesen Platz in der dritten Reihe zugesteuert.

Alexander hatte den Prospekt, wie bei einer unzüchtigen Tat erwischt, zusammengeknüllt, was eher einem Händeringen glich, so sehr frappierte ihn die Erscheinung der Frau.

»Äh, ja, natürlich«, sagte er schnell, riss in einer hektischen Bewegung die Jacke und die Tasche vom Stuhl und stopfte sie unter seinen. Dann starrte er geradeaus, um sie nicht anzugaffen. Tori zog ihren Mantel aus. Beim Hinsetzen verströmte sie den dezenten Geruch eines herben Parfums, gemischt mit einer Spur Schweiß. Dieser Duft stieg Alexander sofort in die Nase und verband sein olfaktorisches Gedächtnis für immer mit ihr. Noch Jahre später erzählte er ihr, dass neben ihrem Aussehen genau ihr Geruch es war, der ihn umgehauen hatte.

Es bedurfte einer Menge guten Willens, dem Autor zuzuhören. Nicht nur die nasale, konturlose Stimme, die er im letzten Teil des Satzes anhub, sondern die Begrenzung der sprachlichen Mittel und die Langeweile des Textes machten es Alexander leicht, seine Gedanken schweifen zu lassen und sich auszuma- len, wie es wäre, die Frau neben sich kennen zu lernen.

Trotzdem saß er wie angenagelt. Ab und zu drehte er sich in ihre Richtung, schaute knapp an ihr vorbei, als wenn er jemanden suchte oder irgendetwas seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Nach außen hin wirkte er ruhig und gelassen, die Hände locker auf den Oberschenkeln. Nichts deutete auf den inneren Sturm hin, der in ihm brauste. Dabei ging es ihm nur darum, einen Blick auf Tori zu werfen. Sie saß entspannt da, die Beine übereinandergeschlagen, aber an ihrer Miene war abzulesen, dass sie sich genauso zu langweilen schien wie er.

Ich sag jetzt was, dachte er, ich spreche sie jetzt an. Die Pause musste gleich kommen, aber ihm wollte partout nichts einfallen. Endlich nahm er all seinen Mut zusammen und beugte sich zu ihr und flüsterte: »Findest du die Veranstaltung auch so schrecklich langweilig? Ich meine, kann man die Zeit nicht sinnvoller verbringen? Zum Beispiel bei einem Kölsch?« Dabei war die

Langeweile das letzte, worüber er sich beklagen konnte. Er war angespannt wie ein Flitzebogen.

Tori überlegte kurz, schaute auf ihre Armbanduhr, zögerte und nickte dann.

»Warum nicht«, flüsterte sie zurück.

Sie sah Alexander das erste Mal voll an und er kam sich mit einem Mal klein und mickrig vor, wie auf einem Prüfstand.

Bei ein paar Kölsch in einer der Szenekneipen in der Zülpicher Straße wich die Spannung, und nun konnte Alexander Tori unverhohlen anschauen und er begann, auf ihren Busen zu schießen, ihre Hände zu mustern, genauer hinzuschauen, ob ihre brünette Haarfarbe echt war, die Schwingung der Lippen nachzuzeichnen. Selbst die im Herzschlag pochende Ader am Hals entging ihm nicht, überhaupt der Halsansatz. Ach, der Halsansatz mit der Kuhle über dem Schlüsselbein ...

»Na, fertig taxiert?«, fragte sie ihn plötzlich. »Und? Wie ist das Ergebnis?«

Alexander wurde puterrot. »Nee, gar nich, ich guck gar nich«, stammelte er.

Das fängt ja gut an, dachte er. Wie sie mich durchschaut! Sie kennt mich doch gar nicht. Wieso ist sie so sicher? Und wie sie mich anguckt!

»Mach ich doch auch«, sagte sie und klopfte ihm wie zur Besänftigung auf den Unterarm. »Ist doch ganz normal.«

Dabei lächelte sie ihn an. Aber in dem Lächeln war auch Spannung zu erahnen und Unsicherheit. »Und? Sag schon.«

Das klang nicht überheblich.

»Ich finde es ... blödes Wort, ich weiß, aber ja ... nett mit dir«, sagte er.

»Du gefällst mir auch«, antwortete Tori.

Ein, zwei Kölsch später, Alexander fühlte sich schon fast ein wenig vertraut mit ihr, entwickelte sich ein Ratespiel, wer wen kennt, und als er zufällig den Namen Stefan fallen ließ, mit dem er sich in Ehrenfeld eine Wohnung teilte, fiel Tori ihm ins Wort

und sagte: »Meinst du den Stefan, den Lehrer am Berufsbildungswerk aus Nippes?«

Er nickte.

»Den kenn ich auch, na, kennen ist übertrieben, ich war schon mal bei ihm auf einer Party, als er noch in Nippes wohnte.«

»Wenn das kein Schicksal ist«, sagte Alexander und lächelte dabei ein bisschen töricht.

Beide mochten den Film *Blade Runner* mit Harrison Ford, hörten Punk, obwohl sie keine Punks waren, besuchten Konzerte und flohen, wenn die Pogotänzer auch sie anrempelten, liebten *The Gang of Four*, *Black Flag* oder *The Clash* und *Joe Strummer* und besonders *London calling*, fanden *Genesis* und *Yes* zum Kotzen, und gehörten zur Linken, wie die meisten Menschen, mit denen sie es zu tun hatten. Sie hatten beide, nicht zusammen, aber dort, sogar in Brokdorf demonstriert.

»Soll ich es mal aufsagen? Also, so oder so ähnlich, genau kriege ich es nicht mehr zusammen: Ein Bulle hängt im Natodraht, der wusste ja, das Leben ist hart. Und wir riefen, während wir liefen, sei guten Mutes, auch wenn du noch so blutest.«

»Na, toll«, sagte Tori. »Das Lied ist ja eigentlich ziemlich blöd.« – »Aber irgendwie auch nicht«, setzte sie hinzu, »das muss ja die reinste Provokation gewesen sein. Gefällt mir, irgendwie. Weißt du, die Linientreuen mag ich auch nicht.«

So begann ihre Liebe.

Tori und Alexander verbrachten viel Zeit miteinander. Und eines Morgens merkte Tori, als sie alleine geschlafen hatte, wie sehr er ihr fehlte. Sein zerknautschtes Morgengesicht mit seinen noch strubbeliger vom Kopf abstehenden Haaren; die wohlige Wartezeit, nachdem er schon mal einen Kaffee aufgesetzt hatte, bis er ihn ans Bett gebracht und sie ihm zugestrotet hatte. Seine Morgenlatte, die die Boxershorts beulte. Sie war von seinem jugenhaften, fast haarlosen Körper angezogen und sagte manchmal scherzhaft: »Du könntest dir ruhig mal ein Bäuchlein und

ein bisschen Hüftspeck anfressen, es gibt ja gar nichts anzufassen.«

Tori mochte von Beginn an seine Sicherheit und die Ruhe, die er gewöhnlich nach außen hin ausstrahlte. Sie hatte aber schnell gemerkt, dass sich seine nach außen hin demonstrierte Gelassenheit oft in Krisensituationen umgekehrt proportional zu seinem inneren Zustand verhielt, so als wenn eine Verlangsamung und Entschleunigung seiner Gesten Überlegenheit suggerieren sollte. Der kauende Kiefer, der fest verschlossene Mund mit den hängenden Winkeln und die zusammengekniffenen Augen verriet ihn.

Nach anfänglichem Zögern wurde es ihr Ernst mit ihm. Nach einer längeren, intensiven Beziehung mit einem verheirateten Mann, die gescheitert war, hatte Tori bisher nicht wieder Vertrauen in eine dauerhafte Bindung gefasst. Deswegen hatte sie hin und wieder eine Liebschaft mit ihren Freuden und Genüssen ausgekostet, deren Begrenzung sie jedoch akzeptiert, ja sogar gewollt hatte.

Aber diesmal war es anders. Ihr Herzflattern und die Ameisen im Bauch, wenn sie an ihn dachte, sprachen ihre eigene Sprache. Und nun war sie immens verunsichert, als sie seine Unentschlossenheit und Uneindeutigkeit spürte. Sie äußerten sich zum Beispiel darin, dass er oft zögerte, wenn es um die gemeinsame Übernachtung ging oder nach zwei, drei Tagen und Nächten, die sie zusammen verbracht hatten, unbedingt eine Auszeit brauchte. Es nervte sie, wie er Gespräche über ihre gemeinsame Zukunft oder nur einen gemeinsamen Urlaub vermied oder sie nach kurzer Zeit abblockte und Ausflüchte suchte.

»Warum musst du immer das Thema wechseln, wenn ich über uns sprechen will?«, fragte Tori.

»Ist doch alles gesagt, ist doch toll so, was soll man da sprechen«, antwortete er und streichelte ihren Arm.

Gar nichts war gesagt, aber sie wusste, dass er es natürlich auch wusste.

»Wir müssen uns entscheiden«, sagte sie eines Tages. »Jetzt. Für eine Liebschaft bin ich schon zu weit drin und mit dir kann ich mir eine Beziehung vorstellen. Ich möchte mich auf dich verlassen. Kann ich mich auf dich verlassen?«

Tori traute ihren Ohren nicht, als er lahm antwortete: »Wir können es ja mal versuchen.«

Sie schnellte hoch: »Was heißt versuchen? Ist das jetzt hier ein Versuch, den du wieder mir nichts dir nichts abbrechen kannst, wenn es dem Herrn zu schwierig wird? Ja, ist es das?«

»Ja, irgendwie schon. Wenn es nicht klappt ...«

Alexander konnte den Satz nicht zu Ende bringen. Sie spürte das Blut in ihren Kopf schießen und in den Schläfen pulsieren und sie überrollte ein Tobsuchtsanfall. »Entweder ganz oder gar nicht!«, brüllte sie. »Ich lass mich doch nicht verarschen! Entscheide dich! Hier und jetzt. Sonst siehst du mich nie wieder.«

Alexander, überwältigt, erschreckt und eingeschüchtert von ihrer lautstarken Entschlossenheit, wäre am liebsten aus dem Raum geflohen. Abhauen, um diesem Zorn zu entgehen, dem er nichts entgegenzusetzen hatte. Will ich das hier? Das schaffe ich nicht. Er, der bisher von sich angenommen hatte, bindingsresistent zu sein, sehnte sich insgeheim schon so lange nach einem festen Halt. Er litt darunter, sich keinem Menschen zugehörig zu fühlen. Er empfand es als große Schwäche und hatte sich schon gefragt, ob mit ihm etwas nicht stimme. Gleichzeitig setzte er bei den Frauen, die sich mit ihm einließen, Maßstäbe, die sie nicht erfüllen konnten. Er erhöhte sie im ersten Stadium des Verliebtheits, um sie dann umso enttäuschter fallen zu lassen. Das Scheitern hinterließ in ihm jedes Mal das Gefühl der Unfähigkeit und der Bestätigung seines Defekts, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, warum er den Maßstab so hoch ansetzte. Gleichzeitig zeigte er selbst kaum Bereitschaft, sich anzupassen. So konnte es passieren, dass Fuß- oder Fingernägel, die Formen aufwiesen, die ihm missfielen, die ganze Frau für ihn unmöglich machten.

Mit Tori war es anders. Er konnte sich nicht entsinnen, jemanden so kompromisslos anziehend und angenehm empfunden zu haben. Ihr Gesicht mit den so unterschiedlichen Facetten ihres Ausdrucks zogen ihn immer wieder in seinen Bann und er war selbst überrascht, dass er geradezu darauf lauerte, etwas Neues in ihm zu entdecken. Mit ihren langen, brünetten Haaren, die sie manchmal hochsteckte, und dem dreieckigen Gesicht mit den hohen Wangenknochen und der geraden, etwas zu kurzen Nase, deren Flügel sich leicht blähten und die sich kraus zog, wenn sie lachte, war sie im strengen Sinne keine Schönheit, wie er fand. Dazu trugen die Augen bei, die, graublau, etwas zu tief in den Höhlen saßen. Aber für ihn war es das interessanteste Gesicht, so gewinnend und apart, er hätte sich niemals ein anziehenderes vorstellen können. Sie lachte viel und ansteckend und entblöbte dabei eine Reihe weißer Zähne, deren Eckzähne ein bisschen schräg standen. In ihrer Nähe fühlte er sich in dem Maße wohl, wie er es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte. Ihr Geruch zog ihn an und oft schnüffelte er an ihr herum wie ein kleiner Hund, vergrub seine Nase in ihren Achseln, leckte an ihren Armbeugen, ihrem Hals, dort besonders gern, was sie lachend abwehrte. Und er liebte ihren Körper. Sie war üppig ausgestattet und in dieser Fülle, die ihn erregte, fühlte er sich gleichzeitig heimisch und aufgehoben.

Trotzdem misstraute er sich, drückte sich vor einer Entscheidung, vermied sie geradezu panikartig. Denn warum sollte es diesmal klappen? Wie oft hatte er Zuhause allein über seine Unentschlossenheit gegrübelt, sich Dummkopf gescholten und dabei große, große Angst gehabt, sie zu verlieren.

Zu Stefan hatte er gesagt: »Ich würde ja wollen, aber was ist, wenn ich wieder so abdrehe wie immer? Vielleicht dauert es ja diesmal nur ein bisschen länger, bis ich durch bin.«

Stefan hatte geantwortet: »Idiot, so eine kriegst du nie wieder. Vermassele es nicht.«

Alexander ahnte nicht, wie gern Stefan Tori mochte und wie oft er sich vorstellte, er wäre an seiner Stelle. *Sie* wären schon zusammengezogen.

Alexander musste sich entscheiden. Weglaufen wie immer oder bleiben. Rumlavieren ging also nicht mehr und außerdem war es eine Steilvorlage von Toris Liebe zu ihm, die er tunlichst nicht ignorierte, wollte er sie nicht verlieren. Ganz oder gar nicht, ja so war es wohl. Er wollte bleiben. Er nahm sich vor, es diesmal besser zu machen, und, nachdem das Gespräch in ruhigeres Fahrwasser geglichen war, besiegelten sie ihren Pakt.

»Wir sind jetzt ein Paar«, stellte Tori abschließend fest und Alexander dachte, ja, jetzt kann ich es sagen: Wir sind ein Paar. Und er sagte: »Stimmt, komisch, das aus meinem Mund, aber, ja, wir sind ein Paar.«

Das war jetzt zwei Jahre her. Wenn Tori über ihre Beziehung nachdachte, war sie überrascht, dass sie schon solange gehalten hatte, manchmal am Rand der Trennung, oft im Einklang ihrer beider Seelen und Körper. Sie hatte gelernt, Klippen zu umschiffen, Alltagsroutinen zu entwickeln. Matte, wie sie ihn nannte, gab ihr Sicherheit. Von den ersten Tagen ihrer Beziehung an hatte sie ihn so genannt, ohne Bezug zu irgendjemanden, einfach nur so, mit einem Grund, den sie innerlich fest verschlossen hielt. Deshalb bekam er den Grund für seinen Kosenamen nicht heraus und sie hatte auf seine Nachfragen stets mit einem Weiß nicht oder Nur so geantwortet. Mit Nachnamen hieß er Mendel. An den Haaren konnte es auch nicht liegen, die umrahmten den Kopf lockig hellfarben, bevor sie ihm später ausgingen. Als er Mathematik gemutmaßt hatte, weil er gut mit Geld umgehen konnte, hatte sie laut herausgelacht und abgewinkt. »Wahrscheinlich geht es doch um meine Haare«, versuchte er zu raten. Gegenüber Dritten vermied sie strikt, ihn so zu nennen. Nur wenn sie sauer war oder sehr ernsthaft, sagte sie Alex-an-der und betonte dabei jede Silbe.

Ihre Liebe war die Konstante und trug sie über die alltäglichen kleinen Widrigkeiten und Streitereien hinweg. Ihm schien es ebenso zu gehen, denn er wurde immer verlässlicher. Er hätte

keinerlei Zweifel an ihrer Liebe, wurde er nicht müde, zu betonen.

Ein solcher Streitpunkt war der Plan, eine gemeinsame Wohnung zu beziehen. Auf Toris Betreiben hin suchten sie eine Zeittang jedes Wochenende, Alexander konnte sich aber nie entschließen. Er wolle keine Kompromisse eingehen, beteuerte aber treuherzig, auf jeden Fall -und die nächsten drei Worte betonte er- eine gemeinsame Perspektive zu haben. Er behauptete, auf diese Weise mögliche Konfliktherde zu vermeiden, die aus einer Wohnung erwachsen könnten, in der ein Partner unzufrieden sei, und überhaupt wollte er was für länger. In die teuren Viertel wollte er nicht ziehen. Neben den unerschwinglichen Mietkosten hatte er starke ideologische Bedenken. »Diese Stadtteile sind dermaßen Out, das geht gar nicht« bekräftigte Tori seine Ansicht, die sie mit der Szene, in der sie sich bewegten, teilte. Soweit hatten sie sich noch nicht von dem entfernt, was sie die Nähe zum Proletariat genannt hätten. Gemischte *Veedel*, in denen Kaffeebuden von den *Bläcke Fööss* als nachbarschaftliche Heimat besungen werden, zogen sie hingegen magisch an. Sie gaben ihnen doch das Gefühl, nicht ganz abseits von der Masse, dem revolutionären Subjekt, zu leben, sondern im Gegenteil, noch ein Teil von ihr zu sein.

Als Tori hinter Alexanders Zögern ein Distanzproblem vermutete, erwiderte Alexander, der schlichteren Gemüts war, die Augen rollend: »Rede nicht so geschwollen daher, es geht mir doch nur darum, es wirklich schön für uns beide zu haben.«

Wenn man im Buchladen arbeitet, dachte er, ist gedrechseltes Reden wohl eine Berufskrankheit.

»Außerdem wohnen wir ja quasi schon zusammen, entweder bei mir oder bei dir«, sagte er.

»So ganz stimmt das nicht«, antwortete Tori. »Denn meistens bist du bei mir.«

Alexander beneidete Tori, die sich einfach in ihrem Zwei-Zimmer-Zuhause in Bickendorf in einem freudlosen, Fünfziger-Jah-

re-Mietshaus am wohlsten fühlte. Sie war umgeben von ihrem Nippes und Kitsch, den zusammengewürfelten Möbeln, den Gemälden. »Du hast ja gar keine Drucke«, hatte Alexander erstaunt festgestellt, »und vor allem keine politischen Plakate.« In ihrer Unordnung strahlte die Wohnung eine große Gemütlichkeit aus.

In Alexanders Altbauwohnung hingegen, die er mit Stefan in Neu-Ehrenfeld in der Schirmerstraße teilte, herrschte Ordnung. Küche und Badezimmer waren aufgeräumt. Von Alexanders Zimmer, uninspiriert und funktional mit Ikea-Möbeln bestückt, behauptete Tori: »Es sieht so aus, als wenn niemand hier wohnt, so klinisch tot ist es, irgendwie seelenlos und ungemütlich.«

Das sei starker Tobak, seine Wohnung als seelenlos zu bezeichnen, hatte Alexander protestiert, und war ein bisschen beleidigt. Wenig später erwischte Tori ihn, wie er absichtlich Hemden und Jacketts, Zeitungen und Unterrichtsmaterialien herumliegen ließ, wenn sie sich bei ihm ankündigte. Aber dieses Atmosphäre-Schaffen hielt er selbst schlecht aus, und nach einer Weile kehrte er zu seiner gewohnten Ordnung zurück. Er piff offensichtlich auf ihren Spott.

Sie trafen sich im Froschkönig, um eine Kleinigkeit zu essen. Das Lokal war nur mäßig besetzt und sie fanden einen Platz an einem der Fenstertische. Sie mochten die Wohnzimmeratmosphäre mit den Bildern, die in einer Art Wiener Hängung die Wände bevölkerten.

»Hier sieht es aus wie auf dem Foto bei Wolf Biermann«, sagte Tori, die einmal eine Aufnahme von dessen Wohnung in der Chausseestraße in Ostberlin gesehen hatte. Das Lokal gefiel ihr sehr.

Tschernobyl beherrschte nicht nur die Medien, sondern war inzwischen auch in ihr Alltagsleben eingesickert. Niemand konnte sich dem entziehen. Als die Horrormeldungen von der giftigen

Wolke und dem radioaktiven Niederschlag über Süddeutschland endgültig aus Zuschauern Betroffene im eigenen Land machten, sozusagen um die Ecke, global gesehen, fühlten sie sich plötzlich persönlich bedroht. Jetzt ging es sie wirklich etwas an.

»In Frankreich ist die Wolke noch nicht angekommen«, sagte Tori.

»Glaubst du, sie macht an der Grenze Halt?«

Alexander lächelte ein wenig spöttisch und einen Anflug überheblich.

»Das ist nur noch eine Frage von Tagen. Weißt du, die Franzosen lügen einfach, weil sie selbst so viele AKWs haben.«

»Nein, das stimmt nicht. Ich habe im Laden mit einem von den Grünen gesprochen. Und der hat erzählt, dass die *Verts* dort selbst Messungen vorgenommen haben und die sind negativ verlaufen. Die Franzosen haben bisher Glück gehabt, wahrscheinlich auch, weil das Wetter oft vom Atlantik überkommt.«

»Hm. Wie kommst du ausgerechnet auf Frankreich?«

Alexanders Zweifel waren keineswegs ausgeräumt, als Tori ganz leise, beinahe zögerlich, sagte:

»Du, seit Tagen geht es mir schon im Kopf herum. Ich möchte weg hier. Woanders hin. Ins Ausland. Am liebsten nach Frankreich. Ich werde im Oktober vierzig. Ich habe das Gefühl, das ist die letzte Chance.«

Verdutzt schaute Alexander sie an. Damit hatte er nun überhaupt nicht gerechnet. Er bemerkte sofort ihre Anspannung, die sich durch ein mechanisches Reiben der rechten Hand über den linken Arm verriet. Erstaunt stellte er fest, wie ernst sie es meinte.

»Weg?«, fragte er. »Du meinst, ein paar Monate in Frankreich die Entwicklung abwarten?«

»Nein, Matte, ich meine weggehen oder aussteigen, nenn es, wie du willst. Ein anderes Leben probieren, nochmal von vorne anfangen. Etwas ganz anderes machen. Hier ödet mich alles an. Soll ich mein restliches Leben im Buchladen versauern? Und jetzt ist es eine gute Gelegenheit. Du könntest doch Deutsch-

kurse geben. Und ich könnte vielleicht als Übersetzerin arbeiten.« Sie atmete aus, als wenn sie etwas Schweres hinter sich gebracht hätte.

Sie sprach ein sehr passables Französisch und hatte schon öfters für sich und ihren Bekanntenkreis Artikel aus der Monatszeitschrift *Le Monde diplomatique* übersetzt.

»Halt, stopp mal. Nicht so schnell. Wie stellst du dir das vor? Wir können doch nicht alles aufgeben. Wovon sollen wir leben? Und unsere Wohnungen, die Möbel, die Bücher, und vor allem unsere Freunde, deine Eltern, deine Geschwister?«

»Ich sagte Frankreich, nicht China oder Lateinamerika.« Ihre Augen rollten und ihr Mund verzog sich angesichts so vielen Unverständnisses. »Wir wären nicht aus der Welt. Wenn wir uns entscheiden, wird sich alles Weitere finden. In der ersten Zeit können wir von meinem Geld leben. Um meine Familie mach dir mal keine Sorgen, die kommen auch ohne mich ganz gut aus.«

Toris Eltern lebten in Norddeutschland in einem Dorf in der Nähe von Bremen. Dort traf sich die Familie Reimers einmal im Jahr zum Weihnachtsfest, dem Tori eher als Belastung denn mit freudiger Erwartung entgegensah. Mit ihrer jüngeren Schwester Gisela und ihrem älteren Bruder Wolfram verband sie wenig, die wohnten in Hamburg und Lüneburg, hatten Familien gegründet und die Gesprächsthemen hatten sich schnell zwischen ihnen erschöpft. Jeder lebte sein Leben. Postkarten aus Urlaubsorten waren oft die einzigen Lebenszeichen. Die Weihnachtsbesuche verebten und auch die Postkartenschreiberei versiegte.

Von Alexander wusste sie, dass er ein Einzelkind und seine Mutter schon seit einigen Jahren tot war, gestorben an Brustkrebs, zu spät erkannt. Der Vater war nach der Scheidung, als Alexander noch ein Kind war, nach Australien ausgewandert und der Kontakt war eher sporadisch. Er war bei seiner Mutter aufgewachsen, die keinen neuen Mann gefunden hatte und wohl auch nicht finden wollte. Jedenfalls erzählte er ihr, nie einen fremden Mann in der Wohnung gesehen zu haben. Gesprochen hätte er darüber nie mit seiner Mutter. Sie war eine schweigs-

me, in sich gekehrte Frau gewesen, die schlecht Anschluss fand und nur selten mit einer Kollegin aus dem Schuhgeschäft, in dem sie arbeitete, ausging. »Meine verrückte Liebe zu Schuhen habe ich von ihr geerbt«, sagte er lachend.

Die Idee war in der Welt, und wie es ist so mit den Ideen, sind sie erst einmal geboren, schwirren sie umher, machen sich immer wieder bemerkbar, lassen sich nicht vertreiben. Nehmen sie einen großen, nicht mehr zu verdrängenden Stellenwert ein, werden sie zur fixen Idee und das kann ganz schön belastend sein für eine Beziehung.

Jedenfalls empfand es Tori so. Aber sie kannte inzwischen Alexander so gut, um nichts übers Knie zu brechen, wollte sie ihn überzeugen. Sein Zögern war verständlich. Durch die Beziehung zu ihr hatte sich sein Leben verändert. Sie waren jetzt ein Paar und unterhielten freundschaftliche Beziehungen zu anderen Paaren, spielten einmal in der Woche mit Rolf und Dorothea, Marianne, Stefan und Mona Doppelkopf. Durch sie fühlte er sich aufgehoben und wohl in Köln. Alles stimmte und es hätte so weitergehen können. Sie hätten auch eine Wohnung gefunden, die ihren Ansprüchen genügte, da war sie sich sicher. Sie sah mit Staunen, dass sich sein gesellschaftlicher Status geändert hatte. Aus dem einsam umherschweifenden, ein wenig heimatlosen Jungen war ein verlässlicher Partner geworden, der Rücksicht nehmen konnte, der sich nicht immer und überall behaupten und Gehör verschaffen musste. Das empfand sie als sehr wohltuend und sie ermöglichte ihm diese Rolle gern. Sie war seine Heimat geworden.

Doch allmählich wurden Alexanders Abwehrmauern geschleift. Tori ließ nicht locker. Nachdem geklärt war, dass sie eine kleine Erbschaft und er einen auslaufenden Bausparvertrag als Anfangsfinanzierung einbringen konnten, bis sie etwas zum Überleben gefunden hätten, erwärmte sich Alexander ebenfalls an dem Gedanken eines Ausstiegs. Er hatte gemerkt, dass ihn die Schule nicht wirklich band und die Vorstellung, Tag für Tag und Jahr für Jahr immer dasselbe zu machen, abschreckte. Sie

bräuchten also keine Furcht vorm Verhungern zu haben, sagte Tori.

»Du verkaufst dein Auto und ich meine Stereoanlage«, schlug Alexander vor. »Das bringt einen Monat zusätzlich.«

Sie rechneten und bilanzierten, überlegten, was sie noch zu Kohle machen könnten. Mona würde ihr die Schlafcouch abkaufen, die noch ganz neu war; ein alternativer Plattenladen interessierte sich für Alexanders Sammlung, die einen erheblichen Umfang hatte und einige Schätze barg wie Originalaufnahmen eines kleinen amerikanischen Blueslabels oder fünfundvierziger Schallplatten, die er in einem Londoner Club namens *Hope and Anchor* gekauft hatte, einer Punkkaschemme im Westen Londons.

»Die Theke war hinter einem Stacheldrahtverhau«, schwärmte er, »mit einem kleinen Durchlass, um die Pints rauszureichen. Dort habe ich das erste Mal *Stiff little Fingers* gesehen. Wahnsinn!«

Frei sein, wirklich frei sein, etwas Neues wagen, ganz selbstbestimmt und selbstverantwortlich die Zukunft gestalten, raus aus der Mühle, raus aus den Sicherheiten des Wohlfahrtsstaates, die Ketten des Berufs durchsägen, bürgerlichen Ballast abwerfen ... sie redeten sich jetzt trunken an der neuen Freiheit, die sie im Begriff waren zu erobern.

Die Entscheidung fiel endgültig, als ein Freund ihnen ein Haus in einem kleinen Dorf in den Pyrenäen vermittelte, das den Eltern eines französischen Studienkollegen gehörte und meist leer stand.

»Aber ich warne euch: Gemütlich ist was anderes«, sagte er.

Das konnte sie überhaupt nicht schrecken, stachelte sie im Gegenteil mächtig an. Ein Ausstieg, um in einem Dorf in den Pyrenäen zu landen, das übertraf alle ihre Vorstellungen. Das war Abenteuer pur! Und bestimmt hundertprozentig umweltfreundlich.

Im Herbst waren die Wohnungen gekündigt, Stefan übernahm die Ehrenfelder Wohnung und Alexander erhielt das Versprechen, jederzeit willkommen zu sein. Tori konnte bei Mona un-

terschlüpfen. Ein paar Möbel waren in einer Garage eines Freundes untergestellt, der Rest war versilbert, verschenkt oder landete auf dem Sperrmüll. Die letzte Party wurde gefeiert und alle versprachen, in Kontakt zu bleiben.